

Krüppel

In Notfällen neigen Menschen zu extremen Verhaltensweisen, die anderen oft als unverständlich oder moralisch höchst fragwürdig erscheinen. Nur, wenn man selbst einmal in einer solchen Situation gesteckt hat, weiß man, was es wirklich bedeutet, wenn die Pferde mit einem durchgehen. Meine persönliche Notsituation dieser Art war die erschreckende Erkenntnis, daß die Vorverkaufsstelle für das Konzert meines noch jungen Lebens eine Dreiviertelstunde früher geöffnet hatte, als es normalerweise so üblich war.

Mein Herz raste ob des Anblicks meterlanger Schlangen vor den Kassen ohnehin schon (ich kann Menschenmassen sowieso nicht ausstehen), als mir schlagartig klar wurde, daß ich im Leben keine Karte mehr kriegen würde. Das einzige Konzert dieses Künstlers in Europa. Wer wußte, wann (oder ob) er wieder auf Tournee kommen würde.

Naja, und dann ist es halt passiert. Ich kramte mein Handy aus dem Rucksack, fragte mich zum tausendsten Mal, seit ich das Ding hatte, wie es dem Verkäufer gelungen war, mir die absolut abstoßende Handytasche aus transparentem Plastik aufzuschwatzen, hastete hinüber zu einem der Plakate, auf denen die Nummer der Vorverkaufsstelle zu finden war, wählte sie mit einer ungeahnten Zielsicherheit und wartete darauf, daß jemand am anderen Ende der Leitung endlich den Hörer abnahm,

Kaum hatte sich die nette, junge Dame gemeldet, sprudelte die Frage aus mir heraus, ob es denn noch Karten für das Konzert der Konzerte, nein, die Mutter aller Konzerte gäbe.

Und dann sagte sie es: „Es tut mir leid, aber wir haben nur noch ermäßigte Karten für Behinderte.“

Nun war der Augenblick gekommen, mich innerhalb eines Sekundenbruchteils zu entscheiden, ob ich einen Abend lang „behindert“ sein wollte. Und ich fällt eine Entscheidung (und wer glaubt, ich hätte sie mittlerweile bedauert... na ja...):

„Oh, das ist schön. Dann kann ich also noch telefonisch eine vorbestellen?“

Zur Verteidigung der Kartenverkäuferin sei hier noch angemerkt, daß ich im allgemeinen als skrupellos, bar jeder Scham und ausgezeichnete Lügner gelte.

„Wenn das so ist, klar!“ Ihre Stimme hatte sich ein wenig verändert, sie sprach jetzt lauter und auch ein bißchen deutlicher. Ich gab ihr meine Adresse, pfiß innerlich auf die von ihr angesprochene Nachnahmegebühr, die mir angesichts der Tatsache, daß ich noch eine Karte ergattern würde, vollkommen lächerlich erschien. Ich wollte schon auflegen, als mir plötzlich eine Frage durch den Kopf schoß: „Verraten Sie mir bitte noch eins! Die Plätze für Behinderte... sind das richtige Sitze oder mehr so eine Art Areal, das freigehalten wird?“

„Sind Sie sicher, daß Sie wirklich behindert sind?“ Die Dreistigkeit dieser Frage überraschte mich und brachte mein erhitztes Gemüt noch mehr in Wallung.

„Ich muß doch sehr bitten. Was ist denn das für eine Frage? Es ist nur so, daß ich.. seit..., also, daß ich seit dem... Unfall nicht mehr auf einem Konzert war und ich mich nicht daran erinnern kann, wie das mit Behinderten auf den Konzerten so ablief, bei denen ich früher war...“ Ich räusperte mich.

„Ach so.“ Entweder schwang da nun echtes Bedauern mit, oder sie konnte zumindest genauso gut lügen wie ich. „Es sind keine Sitze, sondern halt eine freie Fläche, damit man mit den Rollstühlen möglichst dicht an die Bühne kommt.“

Wir beendeten das Gespräch. Es dauerte ungefähr eine halbe Minute, bis ich mich wieder gefaßt hatte und erkannte, was für eine Suppe ich mir gerade eingebrockt hatte. Ich stand vor einem klitzekleinen Problem: Ich brauchte einen Rollstuhl. Erst in drei Monaten, aber nichtsdestotrotz: Ich brauchte einen Rollstuhl. Auf dem Nachhauseweg zermarterte ich mir deswegen das Hirn pardon, mein ganz offensichtlich krankes Hirn.

Und dann fiel mir Gerd Kasulske ein. Gerd machte gerade Zivi in einem Altenpflegeheim. Drei Tage, ein paar Bier und ein hochheiliges Versprechen später, daß ich niemandem erzählen würde, woher ich den Rollstuhl hatte, sollte meine Tarnung auffliegen, versicherte mir Gerd, er könne mir einen Rollstuhl besorgen. Zwar keinen besonders sportlichen oder robusten, wie er sagte, aber für meine Zwecke wohl mehr als ausreichend. Ein paar Tage vor dem großen Ereignis brachte er ihn dann tatsächlich vorbei, und ich bekam Muffensausen. Ich hatte nicht den blassesten Schimmer, wie man mit so einem Teil fuhr. Natürlich hatte ich schon Rollstuhlfahrer Rollstuhlfahren gesehen, aber nur, vom Zuschauen wird man auch kein Jetpilot. Also trainierte ich in meiner Wohnung wie ein Besessener. Paranoid wie ich war, war meine größte Angst, ich könnte während des Konzerts unbewußt meine Beine im Takt der Musik bewegen oder plötzlich vor Begeisterung aufspringen und zu tanzen beginnen. Mein einziger Ausweg hätte dann wohl darin bestanden, so etwas wie „Ein Wunder, ein Wunder! Ich kann wieder gehen!“ zu schreien und mich in einem vorgetäuschten Ohnmachtsanfall lang zu machen. Kein besonders verlockender Gedanke.

Die Idee, jemand könnte meinen Behindertenausweis sehen wollen, war mir zwar auch gekommen, aber ich tröstete mich mit der Vorstellung, daß kein Ordner der Welt so unverfroren sein konnte, einen Mann im Rollstuhl nach seinem Behindertenausweis zu fragen. Wie unverfroren wäre das denn bitte schön gewesen.

Ich war also fest entschlossen, meinen Plan in die Tat umzusetzen. Und so fuhr mich mein Komplize Gerd schließlich in seinem verbeulten VW Bus zur Konzerthalle, half mir stilgerecht aus dem Wagen und brachte mich zum Eingang. Ich muß gestehen, zwischen all diesen Menschen, die auch plötzlich noch um so viel größer waren als ich, befahl mich eine gewisse Beklemmung (denn, wie gesagt, Menschenmassen kann ich eigentlich nicht ausstehen, aber die geradezu sklavische Ergebenheit die Fans gegenüber ihren Idolen an den Tag legen können und ihre Bereitschaft, über den eigenen Schatten zu springen, nur um ihnen nahe zu sein, sind altbekannt).

Diese Beklemmung verließ mich allerdings ebenso schnell wieder, wie sie über mich gekommen war, als ich ohne Probleme in die Halle fuhr und feststellen durfte, daß ich nicht nur meinem Gott ganz nahe sein würde, sondern auch der einzige Rollstuhlfahrer, der das Konzert besuchte. Der ganze freie Platz nur für mich. Direkt an der Bühne. Das Paradies.

Die weiteren Höhepunkte des Abends sind schnell zusammengefaßt: gute Musik und eine gute Show. Tiefpunkte gab es auch – und zwar ungefähr alle drei Minuten. Nach jedem Lied beugte sich irgendeine wildfremde, zutiefst besorgte Mitbürgerin oder ein ebensolcher Mitbürger zu mir herüber (die Sorte, die immer an roten Ampeln stehen bleibt, wenn kleine Kinder in der Nähe sind, und in mindestens vier wohltätigen Organisationen aktives Mitglied sind), um mir mit Fragen wie „Siehst du auch alles?“, „Und, amüsiert dich auch gut?“ und „Soll ich dir vielleicht auch was zu trinken mitbringen?“ auf die Nüsse zu gehen. Ich weiß nicht, was diesen Reflex in ihnen ausgelöst hat, aber möglicherweise war es die Tatsache, daß sie sich sicher waren, mir unbedingt etwas Gutes tun zu wollen, weil man das als korrekter und anständiger Mensch so macht. Sie kotzten mich an, diese Heuchler, weil ich wußte, daß keiner von ihnen „Oh, ich muß dem armen Rollstuhlfahrer helfen!“, sondern im Grunde höchstens unterbewußt „Ich kann mein Gewissen beruhigen und mich als wunderbarer Mensch fühlen, wenn ich so tue, als würde es mich wirklich interessieren, wie es dem Krüppel da drüben geht“ dachte. Man konnte es in ihren Augen sehen – sie versuchten auf Teufelkommaus, meine Beine nicht anzuschauen.

Mein Gott spielte und sang knapp zwei Stunden, gab drei Zugaben und verabschiedete sich dann ebenso schwitzend wie die Mehrzahl der eben beschriebenen guten Samariter. Nachdem sich die Halle halbwegs geleert hatte, rollerte ich Richtung Ausgang. Auf der Hälfte der Strecke spürte ich plötzlich ein Paar warmer, feuchter Hände in meinem Rücken. „Das war’s! Jetzt haben sie dich erwischt!“, zuckte mir durch den Schädel. Die Muskeln in meinem Nacken entkrampften sich aber sofort, nachdem die kleinen Hände mit einer unglaublich, aber wahr Rückenmassage begannen.

Ein hübsches, rundes Gesicht schob sich in mein Blickfeld.

„Du hast mir soooo leid getan, da konnte ich einfach nicht anders“, kicherte sie beschwipst. Ich war sprachlos. Das war ja richtig ehrlich. Man mag nun eventuell denken, heute wären wir ein Paar oder so, wie in einer dieser billigen Seifenopern, aber weit gefehlt. Ich habe sie danach nie wiedergesehen.

Ich habe danach auch nie wieder die Rollstuhlnummer durchgezogen. Aha, er hat etwas gelernt, könnte man jetzt annehmen. Pustekuchen, auf Moral kann ich gut verzichten, aber die Rückenschmerzen am nächsten Morgen waren derart unbeschreiblich, daß ich einfach keine Lust mehr auf Rollstühle habe. Aber Krücken, Krücken sind eine ganz, ganz andere Geschichte. Die machen wahrscheinlich wenigstens dicke Arme.

Ausgezeichnet mit dem 1. Preis des Schreibwettbewerbs 2001 der Julius-Springer-Schule, Heidelberg

Thomas Plischke, 1975 in Ludwigshafen am Rhein geboren, absolvierte in Mannheim zunächst eine Ausbildung zum Verlagskaufmann. Danach studierte er in Hamburg Amerikanistik und Medienkultur. Dort ist er nun auch als Lehrbeauftragter tätig und promoviert seit 2008 über die Tradition der amerikanischen Horror-Kurzgeschichte.

Zu seinen bisherigen Arbeiten zählen eine Reihe von Übersetzungen sowie ein preisgekröntes Theaterstück und mehrere prämierte Kurzgeschichten.